

Wolfgang Amadeus der Grosse

Autor(en): **Georgi, Stephan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 2

PDF erstellt am: **15.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633800>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zuhörern ohne Mühe eine ihm günstige Stimmung zu wecken vermocht.

„Mein lieber Helmut“, sagte der Kastellan, „es ist dir nicht entgangen, daß ich ein Greis geworden bin. Meine Kraft ist dahin. Hätte ich nicht den getreuen Bernhard, mein Amt wäre mir zu schwer. Dem Besuche des Königs sehe ich gelassen entgegen. Wir werden redlich für ihn tun, was wir können, und ihn dann getrost erwarten. Wenn man erlebt hat, was meine Frau und ich erlebt haben, achtet man solche Sorgen gering. Unsere Kinder, deren Großvater ich fast hätte sein können, hat uns die Seuche geraubt bis an zwei Söhne, die heranwuchsen. Sie verloren ihr Leben in des Königs Dienst. — Hemme deine Tränen, liebe Frau, du hast genug geweint. — Auch du, Helmut, bist allein übrig geblieben von fünf Geschwistern, die du kaum gekannt hast. Da haben wir uns überlegt, ob es denn sein müsse, daß du nicht nur deine Jugend, sondern auch deine besten Mannesjahre im Sattel zubringst, ohne ein eigenes Heim zu haben? Du sagtest vorhin im Scherz, du möchtest lieber nicht mehr fort von hier. Ich sage dir im Ernst, daß ich dich noch zu meinen Lebzeiten zu meinem Nachfolger wünsche. Wenn einer dem König so viel geopfert hat, darf er wohl auch einmal eine Gunst von ihm erwarten. Ueberlege dir, ob du dein kurzweiliges, aber gefahrvolles Wanderleben mit unserer Einsamkeit vertauschen möchtest. Dann sage uns, wie es am Hofe steht, damit wir die Sache zu guter Zeit betreiben können.“

„Lieber Onkel, Bedenzeit brauche ich keine. Je eher je lieber möchte ich mein unstät Leben aufgeben und sesshaft werden. Mein sechsjähriger Dienst in der Leibwache ist eine strenge Schule gewesen. Ich habe Land und Leute kennen gelernt bis hinunter nach Lyon und Wien. Unser Hauptmann ist streng, aber gerecht. Er kümmert sich um alles und sieht alles. Des Königs Wache, sagt er, dürfe nicht einer Räuberbande gleichen. Strafen gibt er fast nie, nur etwa den Jüngsten. Wer sich nicht fügen will, kann gehen. Mancher von ihnen könnte ein Führer sein. Willibald meint, mit zweihundert Leuten, die er geschult hätte, könnte er die unbotmäßigen Grafen einen nach dem andern zum Gehorsam bringen. Aber der König hat kein Geld für Pferde und Rüstungen. Er ist zu lau, will es mit niemand verderben und verdirbt dafür sein Land. Südwärts von Genf herrscht Gewalt für Recht. Die Grafen plündern und rauben einander die wenigen freien Bauern und machen sie zu Leibeigenen. Das Land verödet, wird nur in der Nähe der Städte angebaut. Und dort bereichern sich Bischöfe und Klöster. Unser Hauptmann hat mich erst ins Vertrauen gezogen, als er wußte, daß ich schweigen kann. Sonst wüßte ich nicht viel vom Hofe. In den süßen Reden und feinen Manieren hätte ich lauter Freundschaft gesehen und das Ränkespiel nicht durchschaut. Hier haben die Wände keine Ohren, da darf ich reden.“ (Fortsetzung folgt.)

Wolfgang Amadeus der Grosse.

Vier symphonische Sätze von Stephan Georgi.

Das Allegro. — An jenem fröstelnden Januartage konnten die vom nahen Unterberg hereilenden Gloden

gar nicht anders, als im tändelnden Takte eines grazios-leichtsinrigen Menuetts herniederzuspähen auf Salzburg, die versteckte, glodenreiche Stadt.

Wie der Neugeborene wohl mit seinem, vorausbestimmten Ohr hinauslauschen mochte auf das geflügelte Geläut der Ehernen, so hörte fünf Jahre später eine ganze Welt auf das melodiereiche Tongeläut eines Salzburger Wunderknaben. — Nein, es waren keine falschen Nachrichten, die besagten, daß es dort im Oesterreichischen einen Knaben gäbe, der, kaum fünf Jahre alt, mit virtuoser Fertigkeit selbstkomponierte Klavierstücke spielte.

Wie der erzbischöflich Salzburger Vizekapellmeister Leopold Mozart zum ersten Male die völlige Genialität seines kleinen „Wofel“ erfuhr? — Zwei Freunde des Mozartschen Hauses, namens Wenzl und Schachtner, waren gekommen, um einige von Wenzl komponierte Streichtrios durchzuspielen. Der kleine Wolfgang stand andächtig dabei, hörte und lauschte; dann schlich er sich leise hinaus, brachte seine Geige, die er kurz zuvor geschenkt erhalten hatte, und bat den Vater, die zweite Violine mitzuspielen zu dürfen. Natürlich wurde ihm diese närrische Bitte abgeschlagen, denn er hatte bislang „nur selbst ein wenig darauf herumgespielt“, aber noch keinen fachmännischen Unterricht gehabt. Da stand nun der kleine abgewiesene Künstler, und während die andern weiter spielten, rannen ihm unaufhörlich die Tränen über die Wangen. Darauf sagte Vater Mozart nun doch endlich: „Geh, geig' mit dem Herrn Schachtner mit; aber so leise, daß man dich nicht hört.“ Wolfgang Amadeus Mozart spielte mit. Nach einer Weile legte Schachtner still seine Geige beiseite. Sie war überflüssig geworden. Auch Leopold Mozart hörte auf zu spielen. Mit tränenfeuchten Augen blickte er auf seinen Jungen. „Malefizbua! Malefizbua, du goldiger!“ — So spielte der Fünfjährige alle sechs Trios hindurch mit.

Und Leopold Mozart zog aus, „der Welt dieses Wunder Gottes zu zeigen“. Von der Salzach zur Donau, von der Spree zur Themse, von der Seine zum Tiber, von Triumph zu Triumph. In Neapel mußte der Knabe seinen Ring vom Finger nehmen, da man diesem eine so zaubergleiche Kraft zusprach; mit dreizehn Jahren war Wolfgang Amadé seiner erstaunlichen musikalischen Fähigkeiten wegen erzbischöflich Salzburger Konzertmeister, mit vierzehn durch den vom Papst selbst überreichten Orden vom goldenen Sporn „Ritter“ Mozart und Mitglied der berühmten Accademia filarmonica von Bologna; in Mailand rief der gefeierte, tonangebende Komponist Hasse, als seine große Oper von einer kleineren Mozarts geschlagen war: „Der Knabe da wird alle vergessen machen!“ und in London begeisterte sich Chr. Bach, des großen Sebastian Sohn: „Wahrlich, mancher Kapellmeister stirbt, ohne das zu wissen, was dieser Knabe jetzt schon weiß!“

Das Andante. — Ihre Hochfürstl. Gnaden, Hochwürdigster des Heil. Röm. Reichs, Fürst, gnädigster Landesfürst und Herr! Herr! — Unterthänigstes und gehorsamstes Bitten Wolfgang Amadé Mozarts. — Wie viele solcher Schreiben an die Fürsten und Großen! Und immer dieselbe Antwort: Es ist keine Stelle frei.

Parte beatum! Die Zeit des vergötterten Wunderknaben war vorüber; des schaffenden und ringenden Künstlers Kampf mit dem Leben begann. Eine Enttäuschung folgte der anderen. Nicht nur seine unglückliche Liebe zu Monja von Weber (Schwester seiner späteren Frau), die er in ahnungsvoll drängenden Tönen in seiner Arie „Non so d'onde viene“ bekennt; dieses Lebensandante sprach von Leiden und Kränkungen, von Sorgen und Intrigen, die sich immer wieder allem Wollen und Wagen entgegenstellten, sprach von rast- und ruhelosem Suchen nach einem festen Boden unter den Füßen. War dem Wunderknaben ehemals

allerorts zugejubelt worden, dem nun auf gewundenen Wegen erdenwallenden Künstler waren alle Türen verschlossen.

Und im Dienste des Erzbischofs von Salzburg? Bube! Gassenjunge! Dummkopf! gab es da zu hören, und des Erzbischofs gräflicher Oberstküchenmeister war robust genug, den Bittsteller Mozart mit einem Fußtritt abzufertigen.

Was war Klingendes übrig geblieben von seinen bisherigen Kompositionen? Von seiner Münchener Festoper „Idomeneo“? Fünfzehn Aufführungen in einem Jahr erlebte wohl die neue Oper „Belmonte und Constanze“ oder die Entführung aus dem Serail, aber „wenn ich für diese Aufführungen und die Vielfältigkeit der Partituren auch bares Geld erhalten hätte, wäre ich noch glücklicher über den Erfolg“.

Und immer wieder, allem damals dominierenden Italienerkult zum Trotz, erneute Versuche um eine deutsche Oper. „Wenn es mir schon Mühe kostet, ich halte es mit den Deutschen! Oder ist es vielleicht eine Schande für Deutschland, deutsch zu denken, deutsch zu handeln, deutsch zu reden oder gar — deutsch zu singen!“

Intrigen, die vornehmlich von seinem Todfeinde, dem Komponisten Salieri, ausgingen, machten diese Pläne zunichte. Derweilen mußte sich Mozart seinen Lebensunterhalt mit Konzertaufführungen und dem Komponieren kleiner, gerade von irgend einem Sänger gebrauchten Konzertstücke verdienen.

Allen Schikanen und Kränkungen aber, die ihm so überreichlich zuteil wurden, setzte er nur immer wieder das eine Wort entgegen: Das Herz adelt den Menschen!

Das Scherzo. — War es ein Scherzo? Ein Satz, der für ein heiter-gereiftes, anmutig-bejinnliches Menuett einpringt?

Als Mozart im Frühjahr 1786 in seinem roten Pelz und goldbordiertem Hut auf der Bühne stand, um an den Proben seines „Figaro“ teilzunehmen, fand die Begeisterung der Teilnehmer keine Grenzen. „Bravo! Bravo, Meister!“ riefen die Darsteller immer wieder; die Musiker hörten auf zu spielen, klatschten, trommelten auf die Notenpulte; ein nicht enden wollendes „Es lebe der große Mozart!“ ging durch den Raum. Die Aufführung war ein Triumph und ...

... und kurze Zeit später wurde die Oper auf Betreiben Salierris und seiner Anhänger vom Kaiser verboten. Mozart hat seinen Verleger um ein paar Dukaten Vorstoß.

Prag war die Stadt des größten Erfolges. Als am 29. Oktober 1787 die Aufführung des „Don Juan“, dessen Text von dem bekannten Librettisten Lorenzo da Ponte stammte, stattfand, und mit ungeheurem Jubel aufgenommen wurde, rief der Theaterdirektor aus: „Es lebe Mozart! Es lebe da Ponte! Solange diese beiden leben, weiß man nichts vom Theaterelend!“

Allein, schon in Wien hatte diese Oper keinen rechten Erfolg mehr. „Così fan tutte“ folgte, die „Zauberflöte“ fand keinen Anklang ... und Mozart tanzte sich mit seiner Frau, seinem „kleinen, goldigen Stanzel“, seinem „Baga-teller!“ im Zimmer warm, weil kein Geld zur Heizung da war.

Selbst seine Ernennung zum Kammerkompositeur Josephs II. bedeutete keine rechte Hilfe. Ganze 800 Gulden bekam er, hatte dafür fast nichts anderes zu tun, als — Tanzmusik zu schreiben.

„Zu viel für das, was ich leistete; zu wenig für das, was ich leisten könnte!“

Das Finale. — Eine merkwürdige Bestellung kam hinzu. War da eines Tages ein Fremder bei Mozart erschienen, mit ernstem, unbeweglich hagerem Gesicht, blickte

mit düsterem Grau; der hatte ihn, ohne seinen Namen zu nennen, gebeten, eine Totenmesse zu schreiben. An das Honorar knüpfte er die Bedingung, daß man niemals versuchen möge, den Namen des Bestellers zu erfahren. (Graf Walsegg hatte das Werk bestellt, um es als seines aufzuführen zu lassen.) Mozart nahm den Auftrag an; aber das Bild jenes geheimnisvollen, starren Fremden wurde für die zerrütteten Nerven des mit noch nicht 35 Jahren schon Kranken und Sinfälligen zu einer Schreckgestalt; er bekam Furcht vor der Dunkelheit und glaubte an jeder Straßenecke den rätselhaften Auftraggeber zu sehen. Selbst in Prag, wohin sich der Kränkelnde noch einmal begab, um seine Krönungsoper „Titus“ zu vollenden, verfolgte ihn unablässig diese entnervende Halluzination.

Nach Wien zurückgekehrt, nahm seine Krankheit in erschreckendem Maße zu. In geradezu intuitiv drängender Hast arbeitete er an dem bestellten Requiem. „Es ist meine Totenmesse! Ich weiß es! Es ist meine Totenmesse!“

Eine Freude ereilte ihn noch: Der nunmehrige Erfolg seiner „Zauberflöte“, den Schikaneder durchgesetzt hatte. Vom Krankenbette aus verfolgte er die Vorstellung. „Jetzt ist der erste Akt zu Ende! Jetzt ist die Stelle: Dir, große Königin der Nacht!“

Am 4. Dezember 1791 schrieb er noch ein weiteres Stück dem Requiem hinzu. Leise sang er die Altstimme des Lacrimosa; ein paar Takte nur, dann brach er plötzlich ab; Tränen traten in seine Augen ... langsam schlug er die Partitur zu ...

Für Mozarts Bestattung sorgte der Baron van Swieten. Am Begräbnistage heulte der Wind eine schaurige Totenmesse. Furchtbares Schneetreiben herrschte. Das kleine Trauergefolge, das hinter dem Sarge herschritt, wurde immer geringer; einer nach dem andern kehrte des schlechten Wetters wegen um. Und draußen, auf dem Friedhof, stand keiner weiter an seinem Grabe — als der Totengräber.

Als Constanze, die krankheits halber nicht an dem Begräbnis teilnehmen konnte, später den Friedhof besuchte, begab es sich, daß niemand wußte, wo Mozart begraben ist. Der alte Totengräber war fort, der neue konnte keine Auskunft geben.

Auch heute kennen wir das Grab Mozarts nicht.

Aber Mozart! Mozarts Musik! Mozarts Töne!

Vom Klötzlikeller und andern bernischen Kellerwirtschaften.

Von O. Braun.

(Schluss.)

Von den zahlreichen frühern Kellerwirtschaften ist als letzter der an der Gerechtigkeitgasse Nr. 62 Sonnseite, neben dem Hans Franz Nägeli-Haus sich befindliche, aus dem Jahre 1635 stammende Klötzlikeller übriggeblieben. von dem auch Vechner bei Erwähnung des Bildes „Kellerwirtschaft“ als dem rühmlichst bekannten Klötzlikeller spricht.

Dieses im Jahre 1545 erbaute Haus Nr. 62 ist seit frühester Zeit im Besitze der Patrizierfamilie von Mülinen, dessen jetziger Eigentümer Herr Hans von Mülinen-de Barn, alt Stadtforstmeister, ist, dem ich, nebst verschiedenen Angaben über den Klötzlikeller, noch allerhand den Abschnitt „Kellerwirtschaften“ betreffende Mitteilungen zu verdanken habe. Wie von verschiedenen Seiten dargelegt wird, wäre es das Haus Nr. 62 und nicht Nr. 60, in dem seinerzeit der bernische Schultheiß Hans Franz Nägeli, der berühmte Eroberer der Waadt, gewohnt hat. Eine bezügliche, obige Annahme stützende Urkunde ist allerdings nicht vorhanden. Die Vermutung, wonach das Haus Nr. 62 als Wohnhaus